



Hatten Spaß beim Silvesterkonzert in der Semperoper: Chefdirigent Christian Thielemann, der Pianist Lang Lang und die Musiker der Sächsischen Staatskapelle. Der Chinese begeisterte erst mit einem klassischen, dem hochvirtuosen Klavierkonzert von Edvard Grieg, um dann später bei George Gershwins „Rhapsody in Blue“ auch als Jazzler zu überzeugen. Foto: Oliver Killig

„Prosit Neujahr“ mit Noten und Konfetti

Mal wieder „Ode an die Freude“ und „Halleluja“: Meisterkünstler polierten Musik auf Hochglanz.

Mit gefeierten Konzerten haben Klangkörper in Sachsen das Jahr ausklingen lassen. Einige musizierten traditionsbewusst und andere beswingt. Einmal mehr bewiesen Orchester und Chöre ihrem Publikum, welch Spitzenniveau hierzulande zu erleben ist.

Kapellen-Jazz mit einem Chef wie auf Droge und einem launigen Lang Lang
Beim Silvesterkonzert der Staatskapelle ist alles möglich – seit das ZDF das Ereignis überträgt. Da kommen Gäste, die sonst kaum den Weg nach Dresden finden. Oftmals werden Sänger krank oder bleiben irgendwo auf der Welt im Wetterchaos stecken. Überragende Einspringer ersetzen sie. Und Chefdirigent Christian Thielemann musiziert mit seinen Mannen stets überraschende Programme. Und offenbar sind auch Mittelchen im Spiel. Zumindest war das am Silvesterabend in der Semperoper so, weil Thielemann die bezaubernde Sängerin Rinat Shaham während ihrer Soli gleich mehrfach umgarnte und umarmte.

Fast zwei Stunden gute Laune waren angesagt mit einer Staatskapelle, die sich bei Broadway-Melodien von Bernstein bis Gershwin von einer faszinierenden jazzigen Seite zeigte. Zu Beginn freilich gestaltete Stargitarist Lang Lang das Klavierkonzert a-Moll von Edvard Grieg in atemberaubender Weise, ganz gelöst, geradezu lächelnd den ersten Satz, kraftvoll den zweiten und doch hochwertig den dritten. Dabei dirigierte er mit, ließ die Arme schweben, klopfte mit den Füßen permanent den Takt mit. Mit seiner technischen Perfektion und seinem Duktus gab er dem Konzert den glamourösen Showwert, der sich auszahlte. 1,3 Millionen Zuschauer verfolgten im ZDF sein Spiel, während die Berliner Philharmoniker mit Geigerin Anne-Sophie Mutter bei Arte nur 390.000 Zuschauer hatten. Und wie immer regnete es am Ende Konfetti von der Decke. Es ließ die Künstler und auch ein paar Zuschauer glitzern.

Die Elbland-Musiker feiern traditionell und gut Beethovens Neunte
Frisch musizierte die Elbland-Philharmonie Sachsen in Radebeul ihre traditionsreiche „Beethoven-Neunte“. Jan Michael Horstmann am Pult arbeitete deutlich die dramatischen Spannungen des Werkes heraus und ließ so insbesondere die ersten beiden Sätze zu einem aufrüttelnden Erlebnis werden. Im dritten, lyrischen Satz gönnte er sich eine erholende Interpretationspause, bevor er das auftrumpfende, gewaltige Finale zwingend und sich folgerichtig steigend aufbaute. Die Musiker folgten ihm mit offensichtlicher Freude an interpretierenden Entdecken des vertrauten Werkes und setzten diese Ideen auf höchstem Niveau um. Landesbühnenorchester und Singakademie bildeten wiederum eine verschmolzene Einheit und ließen sich zu Höchstleistungen inspirieren. Mit Miriam Sabba, Patrickja Häusermann, Kay Frenzel und Paul Guthöe Song war erneut ein Solistenensemble zu erleben, das mit Ausstrahlung und überzeugendem Klang Beethovens Musik zum Ereignis werden ließ.

Die vielfältigen, auf Hochglanz geschliffenen Facetten des universalen Werkes lassen verschiedene Interpretationen zu. In diesem Jahr schien der aktive, tätig sich engagierende Mensch im Mittelpunkt zu stehen. Ein liebender Vater, von einem beeindruckenden Cherub bewacht, steht über allem und kann Trost geben. Doch um das beschworene Ideal sich in Freude verbrüdernder Menschen zu verwirklichen, braucht es den Menschen, der es konkret umsetzt, statt auf das Wunder von oben zu warten.
JENS DANIEL SCHUBERT

Das Sächsische Vocalesemble beweist bei Händels „Messias“ Weltklasse
Das Sächsische Vocalesemble verabschiedete sich vom alten Jahr mit Händels „Messias“. Es existieren Dutzende Versionen dieses Oratoriums, das 1742 in Dublin uraufgeführt worden war. Berühmt ist die von

Mozart eingerichtete Fassung fürs „moderne Orchester“. Oft werden auch nur zwei der drei Teile aufgeführt, sodass der mitreißende am Ende steht. Zu Silvester in der Dresdner Annenkirche erklang das Werk auf Englisch in voller Länge und in einer der Fassungen, die Händel im Detail erst nach Dublin notiert hatte – mit zwei Trompeten und Pauke, mit einem starken Basso continuo aus Orgel, Lauten und tiefen Streichern, mit Flöten, Oboen und Fagott. Die Batzdorfer Hofkapelle, die das Vocalembel begleitete, bot eine starke Deutung des barocken Meisterwerks. „groovy“ in den Bässen, silbrig in den von Daniel Deuter geführten Streichern.

Zählt man die Rezitative getrennt, besteht das fast 150-minütige Werk aus 54 variantenreichen Partien. Unter den 19 Choristen ragen neben dem faszinierenden „Halleluja“ das machtvoll-pulsierende „The Lord gave the word“ und das finale „Worthy is the Lamb“ heraus. Matthias Jungs Ensemble gelang es auf bezaubernde Weise, die Reinheit der Intonation mit emotionaler Tiefe zu vereinen. Die vier Solisten teilten sich in die 15 Arien, zwei Duette, neun Accompanati und sieben weitere Rezitative; mit strahlendem Timbre Sopranistin Marie Luise Werneburg, aus profundster Ruhe schöpfend Bass Tobias Berndt, gewohnt geschmeidig Countertenor David Erler, souverän Tenor Tetsutaro Shimizu.

Die im Sinne der historischen Aufführungspraxis durchweg überzeugende Aufführung wurde vom Publikum euphorisch gefeiert. Dass bei den stehenden Ovationen der Chor einen Hauch mehr Beifall ertrete als die anderen Beteiligten, würdigte auch eine grandiose Entwicklung: Das Vocalembel, das dieses Jahr 20 wird, ist längst Weltklasse.
JENS-UWE SOMMERSCHUH

Dagmar Manzel und die Philharmonie sorgen für Champagnerlaune
Sie sang von Circe, der Zauberin in Schürze, und verzauberte die Leute. Dagmar

Manzel, Star der Komischen Oper Berlin, war unjubilierter Gast zum Jahreswechsel bei der Dresdner Philharmonie. Jedes Lied interpretierte sie mit unverwechselbarer Note. Sie verwandelte sich wie von selbst in Jacques Offenbachs frivole Straßensängerin Perichole und Cole Porters männerfressende Kate oder Friedrich Holländers Mädchen mit den Schwefelholzern.

Die Berlinerin Dagmar Manzel, 57, kommt gern nach Dresden. Die Stadt ist ihre zweite Heimat. Hier hatte sie von 1980 bis 1983 ihr erstes Schauspiel-Engagement, spielte schon mit 22 Schillers Maria Stuart. In Dresden wurde Tochter Klara geboren. So wurde das Gastspiel bei der Philharmonie zum Heimspiel. Die Musiker breiteten ihr den Teppich aus, und Dagmar Manzel bedankte sich mit hinfühendem Spiel und Gesang. „Jede Frau träumt einmal von der Sünde“, hauchte sie verrückt und torkelte gleich darauf verschnitzelt in der „Schwiparie“ mit Hans-Moser-Kichern über die Bühne. Schließlich stimmte sie eines ihrer Lieblingslieder an: Werner Heymanns „Irgendwo auf der Welt gibt's ein kleines bisschen Glück“. Das ist das Tolle an dieser charismatischen Künstlerin: Sie wechselt spielerisch von Dur zu Moll, mal stürmisch, mal melancholisch, in der gelungenen Mischung von Witz und Wehmüt.

Ganz ohne den Walzerkönig Johann Strauß ist ein Silvesterkonzert kaum vorstellbar. Mit den Ouvertüren zu den Opern „Der Zigeunerbaron“ und „Die Fledermaus“ versetzten die bestens aufgelegten Philharmoniker die Besucher in Champagnerlaune. Dirigent Markus Poschner geriet bei den „Sphärenklängen“ vom jüngeren Bruder Josef Strauß derart in Schwung, dass ihm der Taktstock entglitt und im hohen Bogen ins Orchester flog. Poschner ließ sich nichts anmerken und dirigierte souverän weiter, dafür gab es Extrabeifall. Traditionell endete das Konzert mit dem „Radezyklus“, das Publikum klatschte sich ins neue Jahr.
RAINER KASSETL

Lasst Hülsenfrüchte sprechen

Der Film „Kirschblüten und rote Bohnen“ aus Japan erzählt von zwei Menschen, die sich zufällig begegnen und gegenseitig aus ihrer Einsamkeit retten.

VON JULIANE HANKA

Sentaro ist ein lebensmüder Ex-Knacki und Ex-Säufer, der in einer Imbissbude seine Schulden abarbeitet. Lieblos bereitet er seine Doryaki zu, eine Art Mini-Pfannkuchen, die mit süßem Bohnenmus gefüllt werden. Eines Tages, der Kirschbaum neben dem Laden blüht gerade wieder, klopft die 76-jährige Tokue bei Sentaro an und fragt nach einem Aushilfsjob.

Natürlich kennt die alte Frau in Naomi Kawasim Film „Kirschblüten und rote Bohnen“ das perfekte Rezept für die Bohnenpaste. Natürlich freunden sich die beiden Außenseiter an, und natürlich brummt der Laden plötzlich. Sie lebt in Einklang mit der Natur, nimmt sich stundenlang Zeit fürs Kochen und redet mit den Bohnen, die ihr praktischer- und dankbarerweise mitteilen, wann sie fertig sind.

Er wird derweil von den weltlichen Mächten in die Mangel genommen, würde am liebsten wieder mit dem Trinken anfangen und muss bald eine wichtige Entscheidung treffen. Doch gerade, wenn man denkt, dass das alles ziemlich vorhersehbar ist, da beginnt der Film noch einmal ein bisschen von Neuem und widmet sich einem Thema, das in Japans jüngerer Geschichte ein eher unschönes Kapitel aufschlägt. Aber das soll hier nicht verraten werden. Insgesamt ist „Kirschblüten und rote Bohnen“ anrührend und mit seinen 113 Minuten nur ein kleines bisschen zu lang. Die Geschichte entwickelt sich sehr langsam und allmählich, was eigentlich sehr gut zum Film passt, weil die von Naomi Kawasi gewählte traditionell-spirituelle Erzählweise eben einige Zeit braucht, bis sie zum Höhepunkt kommt.

Leider sind aber nicht alle Charaktere so gut gelungen wie Sentaro (Masatoshi Nagase) und Tokue (Kirin Kiki). Die Imbissbudenbesitzerin und ihr Sohn zum Beispiel scheinen auf dem Reißbrett für Ignoranz entworfen worden zu sein. Auch den Kirschbaum setzt Naomi Kawasi ein wenig zu oft in Szene, um auch wirklich unmissverständlich darauf hinzuweisen, wie vergeblich ein schöner Moment ist.

■ Der Film läuft in Dresden (Programmkinos Ost)

■ Bewertung: ★★★★★

50 Millionen verfolgen Wiens Walzerkonzert

Wien. Im Dreivierteljahr ins neue Jahr: Die Wiener Philharmoniker haben mit ihrem traditionell walzereligen Neujahrskonzert eine weltumspannende musikalische Grußbotschaft gesendet. Rund 50 Millionen Zuschauer in 90 Ländern verfolgten am Freitag das gut zweistündige Konzert aus dem Goldenen Saal des Wiener Musikvereins. Es war zugleich das 75. Jubiläum des populären Konzertereignis. Der lettische Dirigent Mariss Jansons, Chef des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks, stand nach 2006 und 2012 zum dritten Mal am Pult. (dpa)

Erinnerungen an die alte Heimat

Der Ex-Chef der Philharmonie Günther Herbig ist ein Weltenbummler. Doch selbst im superwarmen Taipei denkt er an Dresden, im Guten wie im Bösen.

VON OLEG JAMPOLSKI

Günther Herbig sitzt im klimatisierten Intendantenbüro in Taipei. Draußen scheint aus dem wolkenlosen Himmel bei 28 Grad die Sonne. Herbig probt mit dem Nationalen Sinfonieorchester fürs aktuelle Konzert. Für Taiwan ist es der heißeste Winter seit 67 Jahren.

Herbig ist ein Weltenbummler. Er stammt aus Böhmen, studierte in Weimar, löste 1972 Kurt Masur als Chef der Dresdner Philharmonie ab. Fünf Jahre später folgte er Kurt Sanderling beim Berliner Sinfonie-Orchester auf den Chefposten. 1984 verließ er im Streit die DDR, wurde Chefdirigent in Toronto und Detroit, wo er seit mittlerweile 30 Jahren lebt.

In Taipei ist Herbig ein angesehener Stammgast. Zwei Jahre lang leitete er sogar als kommissarischer Chefdirigent das recht junge, aber hoch gelobte Nationalorchester. Das junge Publikum feiert ihn wie einen Popstar. Ein Konzert vor wenigen Ta-

gen, mit Bruckners Dritter Sinfonie, die Herbig märchenhaft romantisch und doch erstaunlich klar dirigiert, endet mit Jubelschreien und stehenden Ovationen. Er ist bestens gelaunt und entspannt. Mit 84 Jahren keine Selbstverständlichkeit.

Nach seinem Studium in Weimar war Herbig in Berlin einer der wenigen Schüler Herbert von Karajans. „Das Entscheidende, das ich von ihm lernte, war der Umgang mit dem Orchester. Dieser Mann hat eine Kultur geschaffen, die es zuvor schlichtweg noch nicht gab.“ Gezielte Arbeit an einem genau definierten Klang, das prägt Herbig als Arbeitsweise bis heute. „Der Dirigent muss bereits vor der Arbeit mit dem Orchester eine exakte Vorstellung vom Werk haben. Alles andere ist Schaumschlägerei.“

Mit falschen Versprechen weggelockt

Der Ruf nach Dresden kam für Herbig damals überraschend. „Ich hatte zum ersten Mal Verantwortung für ein großes Orchester.“ Von 1972 bis 1977 leitete er den Klangkörper. Die Dresdner Philharmonie ist „eines der großen deutschen Traditionsorchester mit einem ganz eigenständigen Klang“. Einem Klang, der sich deutlich von der Staatskapelle unterscheidet.

Wenn Herbig über sein ehemaliges Orchester spricht, wird die Gestik konzentrierter. Die Augen blicken wach, unwill-



Günther Herbig tourt mit 84 Jahren unverändert weltweit. Foto: Kan-dai Yang

kürlich gibt er mit seiner Rechten einen Einsatz, wenn er sich an das starke, präzise Blech der Philharmonie erinnert. „Fantastische Trompeten und Posaunen!“ Einer der wichtigen Träger des Dresdner Klangs. „Streicher, die diesen traditionsreichen, expressiven Klang haben, finden Sie woanders nicht so schnell.“ Und doch verab-

schiedete sich Herbig fünf Jahre später, er geht als Chefdirigent nach Berlin. „Man hatte mich mit dem Versprechen geholt, dass das Orchester Hausherr des Konzerthauses am Gendarmenmarkt wird. Das war nach meiner Erfahrung mit dem Kulturpalast in Dresden der entscheidende Faktor.“ Die Möglichkeit, nach ständigen Terminkämpfen ein Haus mit drei Sälen zu leiten, schmeichelte Herbig. Fast sechs Jahre feilte er neben seiner Tätigkeit als Dirigent mit den Architekten an Details.

„Ein Jahr vor der Eröffnung teilte man mir jedoch mit, dass das Orchester doch nicht Hausherr werden würde, sondern eine dem Politbüro unterstehende Direktion das Haus führen wird.“ Der zukünftige Direktor, ein Stellvertretender Minister für Leichtindustrie, war noch nie im Leben in einem klassischen Konzert gewesen. Herbig kündigte – und wurde zur Persona non grata. Aufnahmen mit ihm verschwanden aus den Regalen, in der DDR lud ihn kein einziges Orchester mehr ein.

Er reiste aus, nach Amerika. Eine florierende Konzerttätigkeit begann. „Ich war teilweise 45 Wochen im Jahr unterwegs.“ Ein Pensum, das er mittlerweile um fast 80 Prozent reduziert hat. Auch seiner Frau, der Pianistin Jutta Czapski, zuliebe, die ihn seit jeher bei allen Reisen begleitet. Die Beziehung nach Asien, wo Herbig regelmäßig

gastiert, ergab sich ebenfalls in seiner Zeit als Chef der Dresdner Philharmonie. Bei seiner ersten Japan-Tournee mit dem Orchester im Jahr 1972 schloss er viele Verbindungen. „Dann luden mich regelmäßig das Yomiuri Nippon Symphony Orchestra und das Japan Philharmonic ein. Daraus ergaben sich dann Hongkong, Singapur und schließlich auch Taiwan.“

Angst vorm braunen Dresden

Spricht man Herbig auf seine aktuelle Beziehung zu Dresden an, wirkt der Maestro ernüchtert, fast wütend: „Der Ruf der Stadt ist katastrophal, die Entwicklung furchtlich! Unsere jüdischen Freunde sehen schon wieder das Hakenkreuz über der Stadt.“ Dennoch ist da eine Verbindung zu Dresden, eine unausgesprochene Nähe, die Herbig immer wieder erkennen lässt, als er über die technischen Fähigkeiten der recht jungen asiatischen Orchester schwärmt.

Und doch: „So ganz bekommt man es hier dann doch nicht hin. Ich erinnere mich an mein erstes Konzert in Dresden mit der Philharmonie nach dem Fall der Mauer. Ich hatte mit dem gleichen Programm gegeben, was ich schon zum Amtsantritt in Dresden dirigiert habe: Bruckners 5. Sinfonie. Die Pizzicati in den Bässen und den Celli gaben mir nach zwei Takten das Gefühl: Jetzt bin ich wieder zu Hause.“